

Das weise Maß im Leben

Harald Seubert

I. Antike Präludien

Philosophie ist, ihrem griechischen Namen nach, Liebe zur Weisheit. Dies besagt, dass sie nicht schon in deren Besitz ist. Sie nähert sich vielmehr diesem Ideal erst an. Gerade im praktischen Lebensvollzug ist bewusstes philosophisches Leben aber ein konkreter Vorgriff auf eine Weisheit, die in ihrer souveränen Übersicht dem göttlichen und nicht dem menschlichen Bereich zukommt. Durch Wissen und durch Erfahrung wird dies weiter geschärft. Der Mensch wird im frühen griechischen Denken bereits als Wesen der Mitte verstanden. Er kann unsterbliche Gedanken denken und sich zu den Göttern erheben. Doch zugleich bleibt er in die Sterblichkeit gezwungen. Im Delphischen Orakel grüßt deshalb der Gott den Menschen: »Erkenne dich selbst!« Gemeint ist damit: »Erkenne, dass du kein Gott bist!« Und dies meint wieder: »Halte das dir gegebene Maß.« Dies verband sich mit dem populären Spruch: »Meden agan«, »Von nichts zu viel«. ¹ Dass das Maß zwischen den Gegensätzen gesetzt werden muss, weil sonst der Bogen bricht, war eine grundsätzliche Erkenntnis von Heraklit. Seine Rede vom »Logos«, in dem die gegenstrebigen Fügungen ausgeglichen sein können, hat auch mit dem Maß zu tun, das gesetzt werden muss. Von Heraklit und der frühgriechischen Dichtung, etwa Pindars ², her, wird aber auch klar, dass das Maß nicht aus Mittelmäßigkeit gewonnen wird. Es ist vielmehr der Frieden, inmitten des Streits. Der Anspruch ist demgemäß hoch.

Platon kennt schon den Begriff der »sophrosyne« und der »phronesis«: einer wägenden Klugheit. Und gerade in seinen späten Dialogen nähert er sich dem Gedanken des »möglichen Guten« an, das für das menschliche Leben nichts anderes sein kann als ein Maß aus Vernunft und Lust. ³ Damit

¹ Vgl. dazu Buchheim, Th.: *Die Vorsokratiker. Ein philosophisches Porträt*, München 1994.

² Dazu Theunissen, M.: *Pindar. Menschenlos und Wende der Zeit*, München 2000.

³ Vgl. hierzu vor allem Platon, *Philebos* 59 b 10 ff, wo das gute Leben als gemischtes Leben exponiert wird. Auch im Platonischen »*Timaios*« wird die Kosmogonie aus Mischungsverhältnissen entwickelt.

verbindet sich die Einsicht, dass der Gedanke, in der reinen Vernunft leben zu können, illusionär wäre und an Maßlosigkeit und Hybris heranreichen würde. Denn eine solche Fehleinschätzung rechnete nicht mit der leiblichen Bedürfnisnatur des Menschen. Die Vorstellung hingegen eines Lebens, das nur der Triebbefriedigung diene, wäre nicht einmal in theoretischer Perspektive durchzuhalten. Der reine Hedonist könnte, wie Platon im ›Philebos‹ lehrt, nicht einmal so viel Abstand zu seinen Wünschen einnehmen, wie erforderlich ist, um ihre Erfüllung zu genießen. Ein Leben nach dem Maß erfordert dann Mischungsverhältnisse, und diese wiederum verlangen eine Rangordnung der Güter und die Ausschließung dessen, was nicht gut ist. Platon löst das Problem so, dass er vernunftthafte Begierden von nicht-vernunftthafte unterscheidet und in den Mischungs- und Maßverhältnissen Vernunft und Logos den höchsten Rang einräumt. Damit formuliert er eine Tarierung, die genau umgekehrt zur Verteilung der Seelenkräfte verfasst ist. Denn das ›logistikon‹, also die Vernunftthaftheit, wird dort als die kleinste Seelenkraft verstanden, die einem riesigen Begehren und einem die Mitte haltenden Willen entgegengesetzt ist.

Es ist aber erst Aristoteles, der die Frage von Maß und Mitte in das Zentrum der ethischen Tugenden rückt. Aristoteles zeigt, wie komplex die Kunst des Maßes ist. Es kann nicht nach den Kenntnissen der Arithmetik gefunden werden. Vielmehr muss aus der Kenntnis der Begriffe und Phänomene und aus der Kenntnis der Erfahrung, nicht zuletzt aber auch der Selbsterkenntnis, soweit sie dem Menschen zugänglich ist, das Maß zwischen den Extremen gewonnen werden.⁴ Die Grundtendenz des Lebens des Einzelnen wird, objektiv oder subjektiv, einmal näher und einmal weiter von einem der Extreme sein. Auch die Hinsicht (*pros ti*) spielt eine Rolle. So kann jemand im Blick auf Wohltätigkeiten eher zum Geiz, im Hinblick auf andere Anschaffungen eher zur Verschwendung neigen. Auch die Freundschaft, die vordergründig nicht der Logik des Maßes folgt, ist im aristotelischen Sinn eine Tugend der Mitte: zwischen der vollkommenen Autarkie, die wiederum dem göttlichen, aber nicht dem menschlichen Leben zukäme, und dem Sich-Verlieren an ein Leben im Anschein der Anderen und in Ruhm- und Ehrsucht, von dessen Vexierschein auch der Politiker gefährdet ist.

⁴ Vgl. hierzu Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, III. Buch. Vgl. zu diesem Komplex insgesamt Horn, Chr.: *Antike Lebenskunst. Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern*, München 1998.

Dieser deutliche Bezug auf das Maß war allerdings auch in der griechischen Antike keineswegs selbstverständlich. Die griechischen Sophisten machten die Suche nach dem Maß verächtlich und dekonstruierten den Maßbegriff selbst. Wenn nämlich nach dem berühmten »homo mensura«-Satz des Protagoras der Mensch das Maß aller Dinge ist, der »seienden, dass sie sind, der nicht-seienden, dass sie nicht sind«, so muss nach dem rechten Maß nicht mehr gefragt werden. Der Maßstab ist notwendigerweise die eigene Setzungs- und Definitionsmacht. Für eine weisheitliche Selbsterkenntnis bleibt damit kein Raum mehr. »Gibt es auf Erden ein Maß?«, fragte Hölderlin und gab in seinen Hymnen »...in lieblicher Bläue« zur Antwort: »Es gibt keines.«⁵ Hölderlin verweist dann auf die Eigenmacht der Natur und die Größe des Göttlichen. Des Menschen Maß wird nur in dieser Spannung gewonnen werden, in Transzendenz und in Gefährdung.

II. Das vergessene Maß

In der Moderne und Postmoderne scheint die Frage nach dem weisen Maß desavouiert zu sein, zu einem alteuropäischen Anachronismus versteinert. Marx und Engels konstatierten im »Kommunistischen Manifest« exemplarisch die Entgrenzungs- und Entthemungstendenzen, die das Kapital und der Bourgeois, sein agierendes Subjekt, auslösen. Wenn nichts »Stehendes und Ständiges« mehr existiert, verlieren sich auch Lebensformen, an denen ein Maß abgelesen werden könnte.⁶ So wenig man an den Marxismus ungebrochen anschließen kann, so sehr bleiben zentrale Ansichten aktuell: Technologische Expansionen und letztlich unbegrenzbare Expansionen der Finanzmärkte verweisen in der Tat in einen unbegrenzten, nach vorne offenen Raum, in dem Raum- und Zeitgrenzen letztlich keine Rolle mehr spielen. Man weiß zwar, dass die Ressourcen endlich sind und insofern ein Maß abfordern würden. Doch durch Finanzspekulationen und andere künstliche Generierungsmittel hat sich längst die Entwicklung einer zweiten, künstlichen Welt herausgebildet, in der bis auf weiteres und von Krise zu Krise Übersteigerungen und Rekorde gewonnen werden sollen.

⁵ Hölderlin, F.: *In lieblicher Bläue*, in: ders., *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. I., hrsg. v. M. Knaupp, München 1992, S. 908-910. Es handelt sich um ein sehr spätes Gedicht, das nach der lebensgeschichtlichen Zäsur von 1806 entstanden ist.

⁶ Marx, K.: *Manifest der Kommunistischen Partei* (1848), in: Karl Marx, *Die Frühschriften*, hrsg. v. S. Landshut, neu eingerichtet von O. Heins und R. Sperl, Stuttgart 2004, S. 594-631.